

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 15

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

12. April 1919

□ □ Zwei „Liedli“ von Josef Reinhart. □ □

Es grüentschelet.

Es grüentschelet im Unterholz
Und d'Chnospe drücke rund und rot
Und d'Aeffli hei der Oten ah,
Bis d'Sunne hinder d'Arbet goht.

S' isch eim, mi müeßtis gspüre fasch,
Wie d'Sunne-n-über d'Chnospe strycht,
Bis 's grüene Spizli füreluegt
Und 's düre, rote Deckli wucht —

Ischs nit, mi heig es Stimmlig ghört,
Wo's Blettli isch a d'Sunne cho? —
Me müeßti fyner Ohre ha
Und nit so teuf am Bode stoh!

Nemol!

Singt alljohr nes Sinkli
Am Sunnewändtag:
„Chumm lueg au, s erst Glöggli,
Der Früehlig im Hag!“

Het au wieder gjunge —
Ha nit chönne goh —
Wil mir us zweu Aeugli
Der Früehlig isch cho.

Der Vogel singt wyter,
I ghöre di wohl:
Im Garte blüehts alljohr;
I de-n-Auge: nemol!

≡ ≡ Die Königsmieds. ≡ ≡

Roman von Felix Moeschlin.

15

Im Wirtshause aßen sie zu drei Franken pro Person zu Mittag. Dann ging es wieder heimwärts. Viktor wäre noch gerne auf den Rigi gestiegen, aber Lydia fand, sie hätten jetzt genug Geld ausgegeben und zu Hause esse man ebenso gut und billiger. Und sie hätten nachgerade genug zu erzählen; wenn sie noch länger blieben, so komme einem im Gedächtnis alles durcheinander. Und wenn sie auch nicht auf dem Rigi gewesen seien, so hätten sie ihn doch von ganz nahe gesehen. Und schließlich könnten sie ganz getrost behaupten, sie hätten ihn bestiegen, niemand vermöge das zu kontrollieren.

Sie heimten bei ihrer Rückkunft viele Bewunderung ein und legten sich zufrieden ins Bett. Es war das erste Mal, daß sie im Königshofe schliefen.

Viktor war es andächtig zumute. Er dachte daran, daß er in dem Zimmer schlafe, in dem schon seine Eltern und Großeltern geschlafen hatten. Und daß es nun an ihm liege, die Familie weiter zu führen, in neue Zeiten hinein, und immer den guten Namen hochzuhalten.

Er wollte auch mit Lydia darüber reden. Aber sie hatte mächtig Schlaf und drehte sich auf die andere Seite.

So spann er seine Gedanken allein weiter. Er prüfte sich und fand, daß er nicht schlechter sei als die anderen.

Fini hatte ihm ja verziehen und mit Marei wollte er bei Gelegenheit schon wieder alles in Ordnung bringen. Dann konnte er getrost an die Arbeit gehen.

Und wenn er auch kein Heiliger geworden war und auch kein Pfarrer, so konnte er doch wenigstens ein braver Mensch werden und das war immer noch genug und nicht etwas Muzhäufiges.

Und lächelnd dachte er, daß es mit den Lebensabsichten sei wie mit dem Schießen, wo man das Rohr auch nicht direkt auf das Ziel richtet, sondern höher, mit Hilfe von Korn und Bijter.

Siebentes Kapitel.

Es regnete und regnete und wollte gar nicht mehr aufhören. Ein paarmal war das Barometer mit gutem Willen in die Höhe gegangen, aber es hatte nichts genützt.

Das Gras stand überreif auf den Wiesen, teilweise schon gelb, mit Halmen so dürr und hart wie Weizenstroh. Und die Klee Köpfe waren schon braun. Hol' der Teufel den verfluchten Regen.

Die verstocktesten Bauern glaubten an die Allmacht Gottes, nur damit sie jemand für das Hurenwetter verantwortlich machen konnten.

Aber an einem Freitagabend begannen die Wasserfäden zu reißen und sich in Tropfen aufzulösen, die in immer größeren Zwischenräumen auf die Erde sprangen und zerspritzten. Der eintönig graue Wolkenhimmel bekam an einem Ende ein Loch und die Sonne zwängte sich blendend durch. Ihre Strahlenarme weiteten die Öffnung aus und drängten die Wolken nach links und rechts auseinander. Das Licht floß wieder über die Wiesen und Bäume, zuerst nur ein sparsamer Streifen, der aber so viel Effekt machte, wie unter gewöhnlichen Umständen ein ganzer Sonnenaufgang, dann immer breiter und verschwenderischer, wie ein Fluß, wie ein Strom, wie eine Ueberschwemmung von Helligkeit. Und wenn man zum Himmel aufsah, fand man die Sonne breit-spurig dastehen und um sie herum war es plötzlich leer geworden, wie auf einem Kirchplatz, wenn der Gottesdienst begonnen hat.

Die Farben waren auf einmal wieder da, schöner als je. Das Rot viel röter, das Grün viel grüner, grad als hätten sie in den langen nassen Wochen Zeit gehabt, sich zu putzen.

Die Tauben flogen; die Bienen schwärmten; und die Hühner, die Hunde, die Katzen, die Menschen, was nur laufen konnte, und wenn es Krücken brauchte, stürzte vors Haus. Und alle miteinander verführten einen fröhlichen Lärm, sie mußten einfach, sie konnten nicht anders.

Und die Freude stieg noch, als sich ein feuchtfarbener Regenbogen auf den nächsten Waldhügel stellte und sich waghalsig weit in den Himmel hineinspannte. Eine ganze Weile hielt er seine Farben feil. Dann schien er mit dem Erfolg seines Auftretens zufrieden zu sein und begann langsam zu zerfließen. Die Farben vergingen, man wußte nicht wohin. Sie färbten nicht ab, sie verschwanden einfach. Schließlich war nur noch ein kleines Endchen übrig, dicht über dem Wald. Dann sank auch das in sich zusammen, gerade in die hellgrünen Bäume hinein.

Aber das kümmerte die Bauern nicht. Sie gingen hinters Haus und dengelten ihre Sensen. Oder wenn das nicht mehr nötig war, dann prüften sie die Rechen und setzten neue Zapfen ein, wo solche fehlten. Die Zuversichtlichen stellten alles für den Heuet bereit; die Aengstlichen klopfen an ihren Barometern herum, strecken den Kopf nach allen vier Windrichtungen, sehen nach der Wetterfahne auf dem Kirchturm und taten dann ebenso. Ein paar ganz Gescheite kutschierten noch spät abends in die Stadt, um in den Wirtschaften mit Bauernkundschaft ein paar Mähder ausfindig zu machen und sie zu dingen, ganz gleich zu welchem Preise.

Und am Samstagmorgen stand wirklich kein Wölkchen am Himmel und die Sonne schien nach Wunsch. Die Männer mähten aus Leibeskräften und arbeiteten sich in Müdigkeit und Schweiß. Aber sie taten es gerne und suchten sich gegenseitig an Schnelligkeit und weitem Sensenschwung zu übertrumpfen. Und mittags kamen die Frauen und Mädchen, hatten große Hüte auf dem Kopf und Gabeln in der Hand und wendeten die Mahd, die schon nach Heu zu duften begann. Und wenn die Sonne auch wie eine Stieflamme auf den Nacken brannte, so freuten sie sich bloß darüber und war es ihnen das Liebste, das ihnen passieren konnte.

Der klare Abend verhieß einen schönen Sonntag. So ließen sie das Heu liegen, wie es lag, und gingen befriedigt zu Bette.

Aber am Sonntag früh schüttelten sie den Kopf. Jetzt wäre es ihnen doch lieber gewesen, sie hätten das Heu gehäufelt. Denn alle Anzeichen deuteten auf Regen. Bis in den Nachmittag hinein mochte es noch halten, aber länger nicht.

Man sah auf den ersten Blick, daß das Barometer um ein gutes Stück gesunken war, man brauchte gar nicht daran zu klopfen. Der Rauch wollte nicht zum Kamin hinaus, die Brunnenröhre schwitzte und die Schwarzwälderberge schienen so verteuelt nah', daß man meinte, es sei nur ein Katzenprung bis hin und nicht geschlagene sechs Stunden. Die Hühneraugen taten einem weh, die Schwalben flogen tief und der Ostwind, der erst um 9 Uhr blasen soll, kam schon um sieben Uhr. Eine gefehlte Sache! Gegen Abend wird es regnen, so sicher zwei mal zwei vier ist. Und dann soll der Kukud wissen, wann es wieder aufhört. Zu guter Letzt hatten sie kein Heu, sondern Mist. Warum mußte auch gerade heute Sonntag sein! An einem Werktag hätten sie das Heu zurzeit einfahren können. Aber weil es Gottes Tag war, mußten sie es liegen lassen.

Sie zogen mißmutig die Sonntagskleider an und mißmutig und widerwillig begaben sie sich auf den Kirchweg. Sie dachten alle daran, daß sie abends untätig zusehen müßten, wie ihr schönes Heu verregnet werde. Und das dünkte sie so schlimm, wie neben einem kranken Bruder zu stehen und ihm nicht helfen zu können. Oder vor einem Hause, das in Flammen aufgeht, und kein Wasser zu haben.

Da und dort machte sich einer nebenaus auf die frischgemähte Wiese, um sich zum weißwievielten Male die quälende Gewißheit zu verschaffen, daß um eins oder zwei das Heu in die Scheune gefahren werden könnte, denn die Sonne schien gut.

Und doch dachte keiner im Ernste daran, das Gottesgesetz der Sonntagsheiligung zu brechen. Sie erinnerten sich daran, daß vor fünfzehn Jahren in Wenken drüben einer es gewagt hatte, am Sonntag Heu einzufahren, weil er Regen voraussah. Und vier Wochen darauf standen ihm zwei Kühe um. Und sechs Wochen darauf bramte die Scheune herunter. Die Strafe Gottes!

Im Kirchturm zu Hinterwil fiel einer auf die Knie nieder, sprang dann in die Höhe und wieder auf die Knie und wieder in die Höhe, in einemfort. Er hatte das Glodenseil in den Händen. Aber die Männer ließen sich durch das Läuten nicht in die Kirche treiben. Sie standen auf dem Vorplatz und zwischen den Gräbern, diskutierten das Wetter und beobachteten den Himmel, als sähen sie einen Hühnervogel.

Vielleicht blieb es doch schön, obwohl das Barometer im „Deuen“ fort und fort sank, daß es ein Kurzsichtiger ohne Brille merken konnte. Vielleicht hatten dies einmal alle Wetterzeichen miteinander unrecht. Es ist alles möglich.

Aber ein böser Wolkenstreifen begann sich über den Himmel zu legen und machte einen dicken Strich durch ihre Hoffnung. Wo der herkam, lagen noch andere bereit und schlimmere. Am Abend werden sie alle über ihnen hängen und ihre Wasserhähnen aufdrehen, das ist jetzt sicher.

Sie drückten sich in die Kirche und knieten an ihre Plätze. Das Hochamt begann. Sie öffneten ihre Gebetbücher und legten die Seiten um. Aber vom Staffolgebet und Kyrie eleison bis zum Evangelium dachten sie nur immer an das Heu. Das Gloria tat ihnen weh in den Ohren.

Dann stieg der Pfarrer Gregor auf die Kanzel. Und da war keiner in der Kirche, der in diesem Augenblicke nicht dachte: der

hat es gut. Es kann ihm gleich sein, ob das Heu verregnet wird oder nicht.

Aber als er die ersten Worte sprach, da fühlte sie eine große Aufregung aus ihnen herausklingen. Und als er mit der Bitte kam, sie möchten ihm durch ihr Gebet den Beistand des heiligen Geistes erfliehen helfen, da lag etwas so Inbrünstiges darin, daß sie unwillkürlich ihr Heu vergaßen und im Chor mit Eifer und Andacht drei Vaterunser und Ave Maria herunterbeteten. Dann sahen sie gespannt auf die Kanzel.

Pfarrer Gregor hatte sich von den Knien erhoben und las das Evangelium des Tages. Es war langfädig und fernabliegend, daß die Zuhörer ihren Sinn wieder an das gefährdete Heu zu hängen begannen.

Aber durch eine lange Pause, die auf das Evangelium folgte, wurden sie von neuem aufmerksam gemacht.

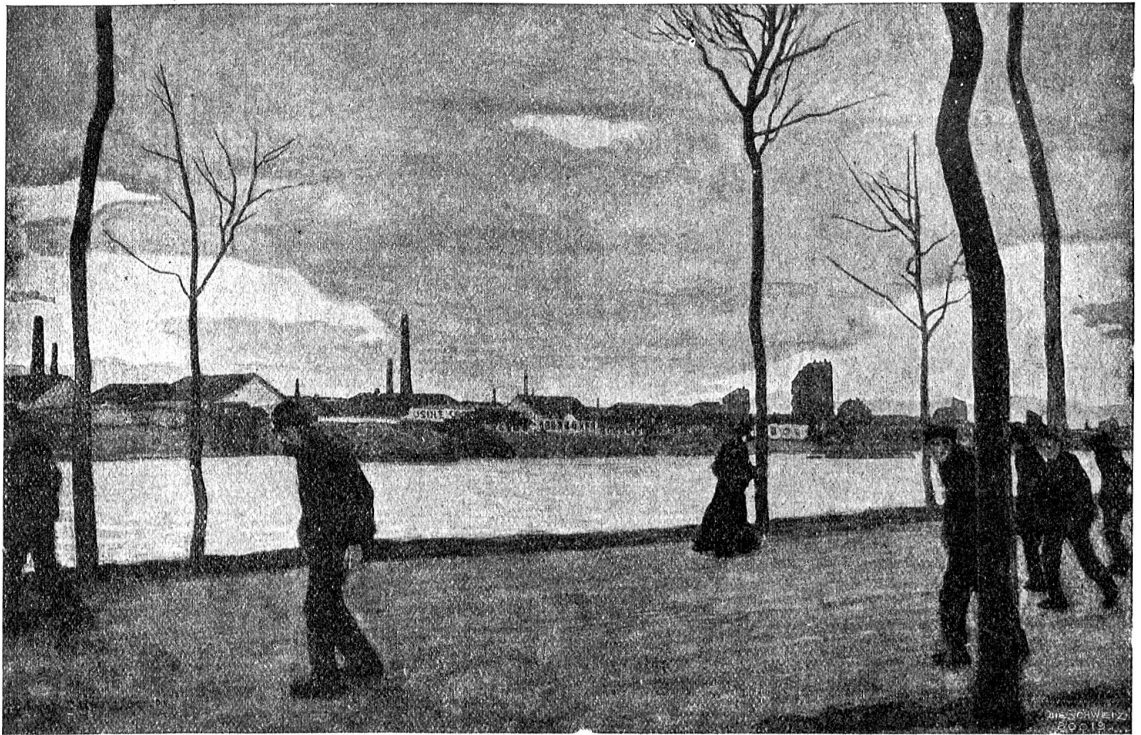
Gregor stand auf der Kanzel wie ein Herr und Vater. Und er ging mit seinen Blicken von einem zum anderen und hub an:

„Ich weiß, wo eure Gedanken sind. Und ich will euch aus der Bedrängnis retten.

Ich habe darüber nachgedacht vom Morgen früh bis jetzt. Und ich hab' mich geprüft und habe es recht gefunden vor mir und vor Gott. Eine Stimme ist in meiner Seele, die es mich sagen heißt.

„Alles, was auf Erden ist, ist Gottes Werk. Alles, was ruhig daliegt und tot ist. Alles, was wächst und sich regt und lebendig ist. Und es ist Gottes Wille, daß nichts unnütz zugrunde gehe, sondern daß alles dem Menschen diene.

„Für euch läßt Gott die Mehre schwer werden von Körnern und die Früchte reifen auf den Bäumen. Und die Haustiere sind euch gegeben, damit die Kraft des Pferdes euren Pflug ziehe, die Wolle des Schafes euch Wärme und die andern euch nähren mit Fleisch und Milch.



E. Cardinaux: Vorfrühling.

„Gott läßt das Gras auf den Wiesen wachsen, damit es euch zum Nutzen diene. Und es ist nicht sein Wille, daß es verfaule und dem Mist gleich werde.

„Ich bin sein Stellvertreter auf Erden. Und kraft meines Amtes und meiner Vollmacht erlaube ich euch, nach beendigttem Gottesdienste die Arbeit zu tun, die ihr für nötig findet.

„Und wenn es eine Sünde sein sollte, so nehme ich sie auf mich.“

Der Pfarrer stieg von der Kanzel herunter. Die Bauern sahen da wie im Taumel. Dann kamen sie zur Besinnung. Ihre erste Regung war, aufzuspringen und ihrem Pfarrer zuzujubeln. Aber der heilige Ort dämpfte ihre Freude.

Die gottesdienstliche Handlung ging weiter. Jetzt waren sie mit Andacht dabei. Und sie raunten Gott im Gebet all den Dank zu, den sie ihrem Pfarrer nicht abtatten konnten.

Und dann standen sie in Haufen zwischen der Kirche und dem Pfarrhause und warteten.

„Er ist nicht vergebens einer von den Königsmiebs.“

„Der hat ein Herz für die Bauern.“

„Und schreibt seine Predigten nicht ab.“

Er kam lächelnd, froh.

„Unser Pfarrer lebe hoch!“ schrien die Leute.

Er winkte abwehrend mit der Hand.

„Geht an die Arbeit, in zwei Stunden regnet's und er deutete auf den Himmel.

Mochten die Wolken am Himmel hängen, die Bauern schnitten ihnen keine Gesichter mehr. Sie hatten gar keine Zeit dazu.

„Den Wagen aus dem Schopf, die Pferde aus dem Stall, angespannt, aufgesessen, ihr Burschen und Mädchen mit Gabeln und Rechen, drauflos gefahren! Hei, wie das klappert und kesselt und rüttelt und schüttelt. Ist der Windbaum nicht vergessen? und die Wellenseile? Laß die Geißel



Im Unterengadin: Fetan, das Hochterassendorf.

fröhlich knallen, Junge. Bind deine Schürze besser um, Mädchen, sonst verlierst du sie beim ersten Zug. Nimm die andere Gabel, du, nicht daß dir die eine Zinke gleich abbricht, sie ist gar schwach und du lädst gar schwer. Gib sie dem Knechtlein, für den ist sie gerade recht. Da sind wir, marsch, herunter vom Wagen. Jetzt muß es laufen.“

Und es lief wie geschmiert. Es ging wie am Schnürchen. Es klappte jeder Taft.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im Unterengadin.

Von Fr. Vogt.

III. Die Unterengadiner Hochterassendörfer.

„Heute geht's nach Fetan!“ Mit diesen Worten tritt früh morgens ein Reisegefährte in meine Hotelbude. Der Tag ist auch gar zu verlockend. Gestern noch wehte der Nordwind ein mächtiges Gewitter über die Silvretta hinüber ins Tal. In Strömen goß der Regen. Unheimlich rauschte der Inn sein altes Lied. Heute aber ist die Luft gereinigt, klar und hell in die fernsten Weiten. So der richtige Wandertag. Wir pilgern also in den frühen Mittagsstunden auf der Poststraße von Schuls nach Fetan hinauf. Immer wieder erfreut uns der strahlende Tag. Was tut's, wenn uns das Steigen auch Schweißtropfen hinauspreßt! Auf den steilen Wiesen emsiges Schaffen! Die Bauern sind am Heuen. Nach alter Väter Sitte geht's noch. Das Heu wird in große, weiße Tücher gebunden und diese nachher auf die kleinen Bündner Bergwagen geladen.

Sie haben einen eigenartigen Reiz, die Unterengadiner Hochterassendörfer. Hoch über den jäh aus dem Talgrund emporstrebenden Felszügen breiten sich plötzlich lichte, blumige Wiesenplateaus aus, auf welchen die Dörfer Fetan, Guarda und Sent in beschaulicher Ruhe thronen, hoch über dem Alltag des tiefliegenden Tales. Die blumenumspinnenen Balkone des Unterengadins nennt sie Heer, mit Bogen vergleichen sie andere.

Noch eine Bewegung! Nun liegt das Dorf Fetan vor uns, überragt von der schlanken, ans Italienische gemahnende Campanile. Es ist in zwei Häusergruppen geschieden, Klein-Fetan inmitten grüner Matten, der alte Dorfteil, Groß-Fetan mit meist neuern Häusern. Ein Gang durchs Dorf. Es atmet Behäbigkeit. Mehrere neuere Häuser scheinen leer. Die Fensterladen sind geschlossen. Wie soll man sich dies erklären? Ein des Weges kommender Herr klärt uns auf.

Wie die meisten Engadinerdörfer weist auch Fetan eine starke Auswanderung auf. Der magere Heimatboden kann nicht alle ernähren. Fetan gilt vor allem als das Zuckerbäckerdorf der Welt. Viele der großen und berühmten Conditoreien in den großen Weltstädten sind Gründungen von Fetanern. Mancher Fetaner hat in der Ferne sein Glück gemacht. Dann sorgt er dafür, daß er alljährlich im eigenen Heim einige Wochen in seiner Heimat zubringen kann. Die Ortschaft ist früher zu verschiedenen Malen schwer heimgesucht worden. Mehrmals brannten große Dorfteile nieder, so 1429, 1622, 1726, 1794, zuletzt 1885. Vom Piz Clünas sausten verheerende Lawinen ins Dorf. Kostspielige Verbauungen geboten ihnen Einhalt. Da gerieten üppige Alpweiden an steilem Hang ins Rutschen. Neue Verbauungen! Aber zäh' und trotzig ringt der Fetaner mit seinem Stückchen Heimatboden und läßt sich nicht unterkriegen.

Zehn Minuten außerhalb des Dorfes ist ein kleines, liches Lärchenwäldchen. Das Paradies, heißt die Stelle. Und mit Recht. Wer das Glück hat, an einem sonnigen Tag hier zu stehen, der wird inne, warum der Engadiner seine Heimat über alles lieben muß. Der Ausblick ist geradezu überwältigend und hinreißend. Alles atmet flutendes Licht. Wir stehen hoch über dem Talgrund. Tief unten im Talkessel liegt Schuls, inmitten grünem mit kleinen Neckerchen hübsch durchsetztem Wiesenplan, zieht der Inn sein silbernes Band. Darüber, auf waldiger Terasse, Schloß Tarasp, umgeben von seinen Weibern, wie von treuen Wächtern. Und weiterhin Piz an Piz bis zum fernen Ortler, vor allem die Unterengadiner Dolomiten in ihrer ganzen hehren Majestät, wildzerklüftete, steil ansteigende, zerrissene Gipfel, hier der mächtige Piz Pilloc, dort der Piz Zuort, der Piz Bishanna, der Piz Plavna und wie sie alle heißen. Wir werfen uns ins weiche Moos und genießen in durstigen Zügen das schöne Bild. Stunde um Stunde verirrt. Was schadet's, entdeckt doch das Auge immer neue entzückende Motive.

Auf dem Rückweg fesselt ein großes, etwas außerhalb des Dorfes stehendes Gebäude. Es ist das 1915 eröffnete hochalpine Institut für erholungsbedürftige Töchter aus bessern Familien. Schon früher hat hier ein berühmtes Institut bestanden. Im Jahre 1793 errichtete der Engadinerpfarrer Andreas Hofius a Porta in Fetan eine Erziehungsanstalt nach den Grundsätzen Rousseaus und Pestalozzis, die bis 1869 bestand und viele hundert Jünglinge und Töchter zu tüchtigen Menschen heranbildete. Der Abend dämmert ins Tal, wie wir auf idyllischem Hochweg nach Schuls zurückwandern.

Ein ähnliches Terrassendorf wie Fetan ist Sent, eine kleine Stunde ostwärts Schuls. Sent ist eines der größten Dörfer des Engadins und auch eines der wohlhabendsten, reich an aristokratisch anmutenden Häusern, mit einem sehr malerischen Dorfplatz. Auf trübiger Felsenklippe am westlichen Dorfeingang, stehen die altersgrauen Ruinen der einstigen Peterskirche.

IV. An die Ostmark des Engadins.

„Sie wollen wirklich nach Martinsbruck? Na hören Sie, ich war auch schon dort. Fuhr mit der Post hinunter. Habe mich zum Sterben gelangweilt. Nigends Aussicht. Rechts und links hohe Berge und dann und wann eine alte Hütte. Und erst Martinsbruck! Ein kleines Grenznest mit einigen Häusern. Ueber dem Inn eine häßliche Eisenbrücke. Jenseits wieder steile Berge. Voilà tout!“ Eine wenig ermutigende Auskunft, die mir ein alter Tarasper Stammgast da gab. Und trotzdem ließ ich mich nicht abhalten und bereue es wahrlich nicht. Der Geschmack ist eben, auch wenn es landschaftliche Schönheiten betrifft, recht verschieden und schon der alte Lateiner jagte bekanntlich, darüber sei nun einmal nicht zu streiten.